

Demaskierung . . . !

Von Hans Leo Reich

Das Fest war in vollem Gange. Die Zimmer strahlten in feenhaftem Licht. Zimmer neue Autos rollten vor der Villa Heymann vor. Damen und Herren in eleganter Abendkleidung betraten — der Bedingung der Einladung gemäß — bereits mit der Maske vor dem Gesicht die Halle. Es war wirklich sehr amüsant und die Gastgeber konnten nur die wenigsten Personen erkennen.

Es gab auch zahlreiche originelle Kostüme. Frau Kommerzialrat Kelsenburg kam als „Gibi, der Krab“. Leider verriet sie der Umfang ihrer Beinchen. Trotzdem fragten alle: „Wer kann das nur sein? . . . Der Franziska Gaal direkt aus dem Gesicht geschnitten . . . !“ Dann spitzte Frau Kommerzialrat — der Krab — neckisch das Mündchen und tänzelte glücklich mit ihren 80 Kilogramm zur nächsten Gruppe. Wie immer bei solchen Hausbällen überwogen die Pierrots. (Fast jedermann hat schließlich einen Pyjama, an den Quasteln angenäht werden konnten.) Sie tanzten zumeist mit Spanierinnen, deren Franzosen sich leicht und angenehm in den Schnüren der Husaren verfangen, wodurch die Anknüpfung ungemein erleichtert wurde. Douglas Fairbanks hatte drei Doppelgänger, Chaplin nur mehr einen. (Sie transit gloria mundi . . .) Dagegen schwenkten unzählige Wallace Weers ihre breitrandigen Sombreros. Sie umlagerten die Tische mit den vorzüglichen Sandwichs, stürmten die Flaschenbatterien und schrien zwischendurch: Viva Villa . . . Sehr beklatscht wurde der kugelrunde, aber steinreiche Dr. Heinrich Semmelmann — von der Semmelmann-Stahlwaren A. & S. An jedem seiner Arme hingen vier entzündende Mädchen und quer über der Brust ein großes Schild mit der Aufschrift: Das Privatleben Heinrich Semmelmanns.

50 Prozent aller Besucherinnen streckten die Köden hinter das Ohr und die Hüften so weit vor, daß man der wirklichen Greta wahrscheinlich nicht die geringste Aufmerksamkeit gezollt hätte, wäre die Göttliche unter ihren „Schwestern in Christine“ aufgetaucht.

Den Vogel aber schoß ein verhuzeltes Männchen in einem schädigen Gehrock ab. Ein verbeulter altmodischer Zylinder thronte ulkig auf dem spärlichen Haartranz. Die langen Hosen glühen verschrumpelten Ofenröhren, bei den Schuhen wußte man nicht, waren sie mehr ab- oder ausgezogen. Die Maske vor dem Gesicht des Alten wurde als mühelos primitiv zugeführte Krampflarve agnostiziert. Das Komischste aber war das kleine weiße Holzpferd, das er an einem Strick hinter sich drein zog. Die vollgefüllte Altentasche war eigentlich überflüssig — der allegorische Altenschimmel wurde mit verständnisvollem Hallo begrüßt!

„Wer ist denn der mit dem Pferd?“, fragte Direktor Heymann — ebenfalls als mexikanischer Räuberhauptmann kostümiert — seine Gattin.

„Keine Ahnung! Ich habe schon die Einladungsliste durchgesehen, ohne auch nur auf die Spur einer Vermutung zu gelangen. Na, egal — er sieht köstlich aus, nicht wahr?!“

„Gewiß, überhaupt ein gelungener Abend! Das hast du prächtig arrangiert, Liebste!“ Und er küßte ihre Hand.

„Eine vorbildliche Ehe —!“, sagte eine Stimme neben ihnen. Es war der Altenschimmel. Heymann lachten. Der Alte zog einen Akt aus seiner Tasche, besenchtete mit der Zunge den spärlichen Rest eines Bleistiftes und fragte: „Wie oft haben Sie Ihre Frau betrogen, Herr Direktor?“

„Nie —!“ Heymann hob den Schwurfinger.

„Lüg nicht —!“, legte drollig seine Frau ihre schimmernden Finger auf seinen Mund. Die Umstehenden freuten sich königlich.

„Ich lüge prinzipiell nur bei der Steuer!“, antwortete der Direktor und alle lachten, indem sie sich viel sagend zurückzogen. Wie gesagt, es war ein ausnehmend vergnüglicher Abend.

Der Alte wanderte mit seinem Gaul herum, zog stets neue Formulare hervor, stellte Fragen an die Masken, machte sich Notizen und erwies sich als ein vielseitig gebildeter und anregend plaudernder Gesellschafter, der in diesen Kreisen gut Bescheid wußte. Interessiert blieb er vor den kostbaren Gemälden stehen und überzeugte sich von ihrer Echtheit. Stolz machte ihn der Hausherr auf die wertvollen Möbel aufmerksam, öffnete sogar Geheimfächer, um dem Gast allerlei

Schätze zu zeigen, die die Bewunderung des Betrachters hervorriefen.

„Sie waren mir als wohlhabend bekannt, Herr Direktor“, sie standen in Heymanns Schlafzimmer vor zwei wundervollen Gobelins, „aber das übertrifft alle meine Vorstellungen! Sie sind ein reicher Mann!“

Der Direktor schmunzelte geschmeichelt. „Ich lege keinen Wert darauf, daß es die breite Öffentlichkeit erfährt! Es kostet nur Geld — Sie verstehen! Freunde und vor allem der Staat verlangen ihren Tribut von jedem Verdienst — und ich ziehe es vor, um meiner selbst willen geliebt zu werden! Zu Ihnen, als einem Fremden, darf ich ja offen sprechen . . .“ Dann suchten sie Arm in Arm die reizende Hausbar auf und tranken erliche herb-süße Cocktails.

Um Mitternacht ertönte ein Gong — das Zeichen für die Demaskierung. Ein ungeheurer Trubel entstand, unter Lachen, Quietschen und Kreischen rief man einander die Maske vom Gesicht. Die Stimmung hatte zweifellos ihren Höhepunkt erreicht.

„Wo ist der Altenschimmel?“ rief plötzlich einer und alle brüllten: „Ja, der Altenschimmel muß her!“ Aber das Männlein war nirgends zu sehen. Endlich erwischte ihn Dr. Semmelmann, als der Alte eben aus der Tür schlüpfen wollte. „Drückerberger gibt es hier nicht!“, schrie der runde Heinrich und schleifte den sich aus Leibesträften Behrenden wieder in die Mitte des Saales, dort wurde er auf einen Tisch gehoben, der Hausherr stellte sich auf einen Stuhl und hielt folgende kurze Ansprache: „Meine sehr verehrten Damen und Herren! Hiemit stelle ich Ihnen einen illustren Gast vor! Es ist dies der allseits beliebte und gefürchtete Amtschimmel, dem ein Schnippchen zu schlagen die Daseinsfreude beträchtlich erhöht!“ Gelächter und stürmischer Applaus. Beerh-Heymann sprach gutgelaunt weiter: „Ich glaube im Sinne aller zu handeln, wenn ich dem fremden und doch wohlbekannten Gast, der uns dieses Fest durch seinen Humor verschönte, für seine vorzügliche Maske den ersten Preis zuerkenne!“ „Bravo!“, schrien alle. „Und zwar eine Goldfüllfeder!“, schloß der Direktor. „Hoch! Bravo! Hoch!!!“ Die Gäste klatschten in die Hände. „Und jetzt — die Maske runter!“

Heymann überreichte dem Alten das Geschenk und nahm ihm die Maske ab. Ein kurzer Ruf des Schreckens und des Erstaunens wich einer lautlosen Stille.

Das Männlein trippelte etwas unsicher auf dem Tisch umher und sagte dann verlegen: „Leopold Eipeldauer, mein Name . . . Steuerkommissär . . . Sie verzeihen schon den kleinen Scherz — aber die Ausleihe nahmen in der letzten Zeit so überhand, daß ich mich etwas eingehender übers Privatleben einiger Herrschaften informieren mußte . . . Wo fände man dazu bessere Gelegenheit, als auf einem Hausball, sozusagen im ganz intimen Kreis?“

Lied

Du hast die Nacht geweinet
bis an den Morgen, Frau!
Die Rosen vor deinem Fenster
glimmern vor Tränen und Tau.

Ein kleiner grauer Vogel
in deinem Garten, Frau,
trinkt jeden lieben Morgen
die Tränen und den Tau.

Nun sind in seiner Nische
die Tränen und der Tau
zu einem Lied geworden,
zu deinem Liede, Frau!

Er schmettert deine Schmerzen
als Jubel hell ins Blau.
Du preffest die Hand zum Herzen,
fühlst dich verraten, Frau!

O du, verrat'ne Schöne,
verbirg nicht dein Gesicht!
Die Welt hört nur die Töne,
die Tränen sieht sie nicht!

Oskar Wöhrle.

... Da sind die Menschen viel aufgeschlossener, als im Amt... Raja, das kann ich schon ver- stehen! Aber ich will Sie jetzt nicht länger stören, meine Herrschaften! Vielen Dank, es war wirklich reizend! Eine solche Aufmerk- samkeit hätte ich mir gar nicht erwartet... Wohlgefällig steckte er die Feder ein, klemmte das Pferd unter den Arm, kletterte vom Tisch herab — keiner half ihm dabei — und ging behend zur Tür. Dort drehte er sich nochmals um: „Gute Unterhaltung — und auf Wie- dersehen!“

„Eine schöne Besprechung...“, mur- melte Direktor Heymann, nahm seinen Som- brero ab und wuschte sich die Stirn.

„Keine Gäste haben Sie eingela-

den —!“, sagte heftig Dr. Semmelmann. Er lehnte bläß an der Tischkante. Ueber seiner Brust baumelte noch immer sein Privatleben. Auch viele andere Besucher sprachen erregt auf Heymanns ein. Dann zogen sich die männlichen Gemüter rasch und entschlossen zu einer improvisierten Generalversammlung in den roten Salon zurück.

Es war ohne Zweifel die merkwürdigste und bunteste Versammlung, die man sich den- ken konnte. Wallace Beery zum Beispiel führte den Vorsitz und Douglas Fairbanks war sein Stellvertreter.

Aber obwohl Chaplin als Schriftführer fungierte und eilig den Tatbestand verlas, war keinem zum Lachen zumute.

Glaube und Heimat

oder: Die Emigration nach Toulouse

Es war im Jahre 1912. Karl Schönherr's Drama „Glaube und Heimat“, das von dem Kampf des katholischen Kaisers gegen die lutherischen Bauern handelte, war die große Theater- mode, ein knalliges und wackeres Stück, etwas Defregger mit Gips. Aber wenn der Sand- perger und seine Frau mitten in der Beinigung die Bibel hervorholten, die unter der Holzdiel versteckt war, und ihr Bekenntnis lasen, da sprühte aus dem reicherischen Effekt ein Funke empor. Man war einen Augenblick mitbeteiligt am Ewigkeitszug der Glaubenskämpfe, die in der Welt zu allen Zeiten Menschen ergriffen, vertrieben und geopfert hatten.

Jänner 1935. Emigranten von der Saar, 200 Menschen, Männer, Frauen und Kinder, in der Turnhalle zu Forbach, im Lothringischen, dicht an der Grenze. Wieder einmal verließen Menschen Heimat, Haus, ihr Stück Vieh und ihr Ackerland, um ihres Glaubens Willen ins Un- gewisse zu wandern. Sie sitzen auf ihren zer- schundenen Koffern und auf ihren mageren Kartons und warten darauf, morgen, übermorgen nach dem fremden Süden Frankreichs gefahren zu werden. Doch, Freunde und Kameraden, glaubt nicht, daß es hier melodramatisch zugeht! Die Emigranten von der Saar sind gar nicht monu- mental. Sie sprechen auch nicht viel. Ihr Land ist Arbeitsland, Grubenland, Hüttenland mit Bergen und Tälern, die das Feuer der Hochofen überlötet. Würdest du zu einem kommen und zu ihm sagen: „Du bist das Opfer deiner Treue, du hast dich als tapferer Kämpfer bewährt bis zuletzt gegen die Vuben, die Fackeln gegen dem Haus warfen, dich beschimpften und dich be- drohten, weil du kein Knecht werden wolltest wie sie“ — er würde dich groß ansehen und dir die Hand verweigern.

Karl Gerlich ist so einer. Er hat ein gutes und festes Gesicht unter der blauen Mütze. Seine Frau führt zwei Kinder an der Hand. Sie sind still und bläß. Furcht ist in ihren dunklen Augen. Das Zweijährige sitzt kugelrund auf einem Sack. Es schreit, unaufhörlich kullern die Tränen über die drallen roten Waden. Da nimmt der Vater es auf den Arm, während sich das Kind langsam beruhigt, erzählt er seine Geschichte. „Das ging schon seit vielen Monaten so in St. Wendel, seitdem ich als Hauptfunktionär der Einheits- front arbeitete. Früher waren wir alle gut Freund miteinander in der Stadt und auf der Straße. Aber als der Hitler drüber an die Macht kam, und ich nicht mitmachte bei der „Deutschen Front“...

„Tausend Franken im Monat haben sie ihm geboten, wenn er überläuft, erst bei uns spikelt

und dann Ortsgruppenleiter bei ihnen wird“, wirft die Frau dazwischen. „Drei Jahre haben wir uns alles abgehungert, um unsere Möbel zu bezahlen. Keiner konnte uns was nachsagen. Aber als wir nicht einwilligten, bekamen wir diese Antwort: „Und wenn er 1935 erst 25 mit dem Ohrenzweimer gekriegt hat, dann dreht er sich um.“ Aber ich sagte: „Mein Mann dreht sich nicht um und kommt nicht zu euch, und wenn ihr ihn totschlagt.“

Karl Gerlich berichtet weiter: „Zuletzt nach der Abstimmung, da hatten sie mein Haus um- stellt. Der Ordnungsdienst der „Deutschen Front“ belauerte uns. Jetzt ginge es uns schlecht — immer wieder schrien sie es uns zu. Vorher beim Flugblattverteilen, waren sie auf den Dör- fern mit Dreckslegeln hinter mir her, die Rehger traten aus ihren Ären und drohten mit ihren Schlachtmessern: „Warte nur, nach dem Dreizehnten!“ Das also war die unbeflügelte und freie Abstimmung an der Saar, nach dem vom Völkerbund garantierten Saarstatut, sagte ich. Karl Gerlich gab keine Antwort darauf. Er warf einen Blick auf die älteren Kinder. „Schon der Kinder wegen mußte ich weg, sie wurden auf der Straße und in der Schule beschimpft. Nie- mand spielte mehr mit ihnen. Die Lehrerin sprach immer so von ihnen, daß sie sich schämen mußten.“ Die Neunjährige an der Hand des Vaters hörte zu und senkte die Augen.

„Wie sind Sie fortgekommen?“ fragte ich weiter. „Ganz frühzeitig in der Dunkelheit am Abstimmungstage. Aber die Nazis hatten es schon heraus. Eine ganze Kolonne stand am Bahnhof, größte und pfiß. Einer sagte, es sei gut, daß das Rad ginge, um die armen Würm- chen täte es ihnen leid. Der gleiche Mensch trat dann mit dem Fuß nach meinem Karton und hat ihn ganz durchgestoßen.“

Ich gebe zum Abschied Eltern und Kindern die Hand: „Glückliche Reise!“ In dem Augen- blick, wo ich dies schreibe, ist Familie Gerlich schon in Toulouse.

Das ist die Geschichte von Hunderten, von Tausenden. Entgegenkommend, wie ich bin, über- lasse ich das Thema vom Auszug der Saar- länder, die vor ihren Landsleuten flüchten, den neudeutschen Dramatikern vor dem Antlitz Goebbels. Sie suchen ja auch so angestrengt nach Stoffen von Blut und Boden.

Ich gebe ihnen eine hübsche Pointe dazu. Als ich die Turnhalle verließ, begegnete ich einer neuen Kolonne, die gerade mit dem Zuge von Saarbrücken eingetroffen war. Ihr Herzstück war ein kleines Mädchen mit einer fest in den Arm gepreßten strohblonden Puppe.

Andreas Howard.

Reichstadt

Das Herzogtum des Königs von Rom

Von Käthe Richter.

Der Sohn Napoleons wurde schon in der Wiege zum König von Rom gekrönt. Nach des Kaisers mißglückter Rückkehr von Elba war er vier Tage lang König von Frankreich, und als Napoleon verbannt wurde, wollte man aus dem Kinde einen Habsburger machen. In der Um- gebung des Prinzen durfte nichts mehr an Vo- naparte, nichts mehr an Frankreich erinnern, auch nicht der Name. So wurde der Sohn Na- poleons Herzog von Reichstadt — vierzehn Tage vor seinem Tode.

Das Städtchen Reichstadt liegt im Volzen- tale. Auf dem Wege von Nimes her fällt einem zuerst der massive Bau des Schlosses ins Auge. Auf einem Hintergrunde von dunkelbewaldeten Kluppen erhebt er sich über einem Gewirr von Dächern und — für einen so kleinen Ort — ungewöhnlich viel Türmen.

Warum so viele Türme, so viele Kirchen und Bildsäulen? Die Herzoge und Fürsten, die Herren auf Schloß und Gut Reichstadt waren, haben die Kirchen und Klöster erbauen und die Bildsäulen aufstellen lassen. Die gotische Stadt- kirche ließ einer aus dem Geschlechte der Verfa, die Herren auf Leipa und Tauba waren, er- richten. Damals mag sie wohl viel schöner ge- wesen sein als heute. Dach, Turm und In- neres wurden um die Mitte des vorigen Jahr- hunderts erneuert, zwar auch gotisch, doch wirkt diese Nachahmung fremd und unorganisch. Mein Schritt hallt laut in den Gassen, so still ist es hier an einem Sonntagnachmittag. Ich gehe an der Kirche vorbei dem Marktplatz zu. Die schönen alten Holzhäuser im leuchtenden Braun und Weiß der Balken und Fugen mit den hohen Giebeln aus buntem Schiefer passen so gut zu diesem Frieden. Da liegt der Platz vor mir. Eine wunderschöne Barockstatue, die heilige Dreifaltigkeit von Wolken getragen, hebt sich vom Himmel ab. Die Großherzogin von Tos- cana hat die Säule errichten lassen. Sie soll die größte ihrer Art in Böhmen sein. Das alte Rat- haus, an dessen Stelle jetzt ein neugotisches Ge- bäude steht, war ein Fachwerkbau mit einem Glockenturm. Einen stilvolleren Hintergrund für die Dreifaltigkeitssäule kann man sich gar- nicht denken.

Der ganze Reiz der alten nordböhmischen Städtchen umfängt uns auf dem Klosterplatze. Da stehen Fachwerkhäuser mit kleinen weißen Fenstern, aus deren Rahmen im Sommer glühendrote Pelargonien leuchten. Ueber eine reizende kleine Brücke, auf der Heiligenstatuen die Wache halten, gelangen wir zum Kapuziner- kloster. Die frommen Väter auf der Brücke tragen heute netzige Mützen aus frischgefal- lenem Schnee, der in der Sonne wie tausend Edelsteine leuchtet. Das Kloster hat ein Herzog von Sachsen-Lauenburg erbauen lassen. Er hatte es dem heiligen Franziskus für den Fall seiner glücklichen Rückkehr aus den Türken- kriegern versprochen.

Das Schloß liegt an der Straße gegen Deutsch-Gabel und Zittau. Es ist aus einer Festung entstanden, die diesen wichtigen Han- delsweg zur Landesgrenze bewachte. Im Laufe der Jahrhunderte wurde das Schloß oft umge- baut, so daß heute von einem einheitlichen Bau- stile kaum die Rede sein kann. Die strengen Linien des mächtigen Saalbaus werden durch

das freundliche Bild des barocken Zwiebelturmes am Vordergebäude gemildert. Dieses Schloß war nach dem Jahre 1848 Sommerresidenz Ferdinands „des Gütigen“. Zu Beginn des Winters zog er dann alljährlich nach Prag auf den Gradschín. Mit dieser Ueberfiedlung hatte es aber eine eigene Bewandnis. Der Kaiser weigerte sich jedesmal, die Residenz zu wechseln, weil ihm daran lag, die Anordnungen des Wiener Hofes „iustament“ nicht zu befolgen. Das Gefolge durfte aber ohne ausdrücklichen Befehl Sr. Majestät nichts unternehmen. Wie aber diesen Befehl erhalten? Da half nur ein Mittel: Dem Kaiser wurde gemeldet, der Wiener Hof habe sich diesmal gegen den Wechsel der Residenz ausgesprochen. Sofort gab Ferdinand Befehl zum Aufbruche und schon am nächsten Tage reiste er mit Gefolge und Dienerschaft . . .

Zum Reichstädtler Schlosse gehört ein hübscher englischer Park mit ein paar mächtigen alten Bäumen. Im Zusammenhange mit diesem Parke erzählt man sich in Reichstadt eine lustige Geschichte vom Kaiser Ferdinand. Eines Tages wünschte der Kaiser einen Adler zu schießen. Woher in Nordböhmen einen Adler nehmen? Nach langem Grübeln fand man endlich einen Ausweg: Die Menagerie in Schönbrunn stellte einen wenn auch schon alten und selbst für den Käuflich nicht mehr ganz brauchbaren Vogel zur Verfügung. Der Adler wurde aber tot geliefert, sei es infolge eines Mißverständnisses oder weil man fürchtete, er könnte die lange Reise von Wien her nicht überleben. Man wußte sich aber zu helfen. Der Vogel wurde ganz einfach mit Hilfe eines geschickten Mechanismus aus Spagat auf einem hohen Baume des Parkes befestigt und dann der Majestät gemeldet, im Parke sei ein schußbarer Adler gesichtet worden.

Am Tage der Jagd sah ein kleiner Junge, der den Mechanismus zu bedienen hatte, verborgen in der Krone des hohen Baumes neben dem stolzen Vogel. Er hatte strengen Auftrag, den Mechanismus im richtigen Augenblick in Bewegung zu setzen. Nun fürchtete sich der Kaiser in Begleitung seines Jägers mit größter Vorsicht an den Adler heran. Der Augenblick größter Spannung war gekommen. Die Majestät machte sich schußbereit. Dem kleinen Jungen in seinem hohen Sitze fing das Herz mächtig zu klopfen an. Der Jäger hatte ihm wohl gesagt, daß der Kaiser mit seinem Gewehre gar nicht so weit schießen könne — aber, wer weiß? — Angst hat er doch! Nun drückt der Kaiser ab, der Schuß knallt, der Kleine auf dem Baume zieht im Augenblick an der Schnur und — der Mechanismus funktionierte, der Adler fällt mausetot zu Füßen Ferdinands. Der Jäger hebt ihn auf und überreicht ihm mit „Weidmannsheil!“ dem Kaiser. Dieser untersucht in seinem Jägerstolze den Vogel ganz genau und bemerkt da am Halse eine Wunde, die keineswegs von einem Schuß herrühren kann. In den Augen des Jägers spiegelt sich schon helle Verzweiflung. Da äußert die Majestät mit Kennerblick: „Da hab ich wohl den Adler den zweiten Kopf abgeschossen?“ — Der Kaiser kannte ja nur den österreichischen Doppeladler . . .

Auf den einst so wohlgepflegten Wegen des Parkes wächst jetzt Gras und in den Prunngemächern sind die Kerzen erloschen — veräuscht ist der Glanz! Eine neue Zeit ist gekommen, auch hier, in diesem kleinen Städtchen. Neue große Häuser erzählen von einem anderen Leben, von anderen Menschen. Ich meine die Fabriken mit ihren schmutzigen Türmen aus Backstein, den Schloten.



Der Tierwärter



im Zoo — —



und daheim!

zeitig erfolgreich begegnen. Doch das muß die Zukunft lehren!

Wir erfahren aus einer so weiten Entfernung im allgemeinen nur die ganz gravierenden Ereignisse. Und so wissen wir, daß die Sozialisten in USA. noch nie einen Präsidenten durchbrachten, daß sie auch im zentralen Parlament nur selten Vertretung hatten. Und doch ist die Arbeiterbewegung des Landes schon Jahrzehnte alt. Und was das Eindrucksvollste ist: Die Sozialisten lassen sich nicht entmutigen! Wenn auch immer wieder von vorne begonnen werden mußte, ihre Ueberzeugung war tief genug, daß sie durchhielten. Wenigstens eine ganze Reihe unter ihnen.

Und eine dieser eigenartigen knorrigen Gestalten!

Jim Morrow

Habe ich in Reading getroffen, einer Industriestadt in Pennsylvania mit 130.000 Einwohnern. Jim ist heute bald siebzig und kämpft noch mit jugendlichem Optimismus mit. Als er begann als soapbox-Redner (auf einer Seifenkiste an der Straßenecke stehend), hatte er oft nur einen einzigen Zuhörer. Jim ließ sich nicht entmutigen. Er sprach auf den einen Mann unverdrossen ein, bis er glaubte, ihn überzeugt zu haben. Ein andermal — das war nur vor ein paar Jahren — als er gerade wieder sein Missionaramt an einer Straßenecke seiner Stadt ausübte, flogen Tomaten, Eier und andere Gegenstände um seinen Schädel . . . Jim ließ sich nicht einschüchtern, hielt stand und fuhr fort.

Und so viel Beharrlichkeit muß schließlich auch in den Vereinigten Staaten siegen! Jim ist Heizungsmonteur gewesen und fungierte 16 Jahre lang als Präsident der American Federation of Pennsylvania — es ist sicher kein Zufall, daß diesem beharrlichen Kämpfer und Missionar diese glückliche Verbindung des Parteileiters mit dem Gewerkschaftsleiter gelungen ist! Und er hat sein Präsidentenamt nur nieder-

Eine amerikanische Arbeiterhochburg

L. S. Von den Schwierigkeiten der Arbeiterbewegung Amerikas macht man sich bei uns schwerlich eine Vorstellung. Man wirft allgemein der American Federation of Labor vor, daß ihre Führer zu konservativ seien. Das mag zutreffend sein, wenn man einfach mit europäischen Verhältnissen und den Klassenverhältnissen Europas vergleicht. Doch je näher man eindringt in die Kenntnisse der Mentalität der Arbeiterchaft der Vereinigten Staaten, desto eher ist man geneigt, ein gerechteres Urteil zu fällen.

Kein europäisches Land hat die Jahrzehntelang währende Einwanderung, eine Zusammensetzung der Arbeiterschaft aus allen Ländern der Kultur und der Kulturrückständigkeit so gekannt, wie die USA. In keinem anderen Land hatte man so lange mit der Sprachverwirrung zu ringen, wie hier. Durch die in den letzten Jahren abnehmende Einwanderung mag allmählich eine größere Vereinheitlichung der Arbeiterschaft eintreten. Dazu kommt, daß man heute noch hier sehr vielen, sehr reichen, sehr arrivierten Menschen begegnet, die als kleine Proletarier begonnen hatten. In der Vergangenheit war die Klassenscheidung nie so schroff wie in Europa — und der Aufstieg von kleinsten Anfängen zu großem Wohlstand war bis vor kurzem wirklich noch möglich. Praktisch gelungen ist er natürlich nur einer Minderheit — aber theoretisch bestand die Möglichkeit immerhin.

Das hat sich freilich geändert, schon bevor die Krise begann, wurde nur durch die Krise viel offensichtlicher und dringt auch allmählich ins Bewußtsein derer, die noch Illusionen hatten.

Die American Federation of Labor hatte sich dieser besonderen Mentalität der amerikanischen Arbeiter angepaßt, während die sozialistische Partei dem Denken und dem Verständnis der Arbeiter weit vorausseilte. Sie konnte darum noch nicht zur Massenpartei werden. Und aus dem gleichen Grunde war auch eine Zusammenarbeit zwischen Partei und Gewerkschaften bisher nicht zu erreichen.

So sehr ich mir bewußt bin, wie vorichtig man hier in der Urteilsbildung sein muß, so darf ich doch meinen Eindruck dahin äußern, daß langsam hier eine Wandlung möglich ist. Eine Bestätigung gab mir die Tatsache, daß in einem wichtigen Zentrum in Pennsylvania, in Erie, eine gemeinsame Veranstaltung von Partei und American Federation of Labor möglich war. Ich sprach an der Seite eines Führers der Eisen- und Stahlarbeiter, eines Mannes vom alten Schlag und Korn, kein Sozialist, jedoch einem Menschen, der an den Erfahrungen der allerjüngsten Zeit nicht blind vorübergeht. Und darum war es um so bedeutsamer, aus dem Munde dieses konservativen Mannes zu hören, daß er die faszistische Gefahr auch in den Vereinigten Staaten herannahen sieht; den typischen Ausdruck dafür erblickt er in der offiziellen Begünstigung der sogenannten „Company Unions“, jener vom Unternehmer begünstigten und meist auch ausgehaltenen gelben Betriebsorganisationen.

Die Gefahr in ihren ersten Anfängen richtig erkennen und werten, kann bedeuten, ihr recht-

geleht, als er in die Stadtverwaltung von Reading gewählt wurde.

Reading hatte von 1928 bis 1933 eine rein sozialistische Verwaltung! Ich sprach mit dem gewesenen Bürgermeister, der fünf Jahre lang die Stadt mit seinem rein sozialistischen Kollegium verwaltet hatte. Henry Stump, ein typischer Amerikaner von hohem Wuchs und mit großer Ruhe, ist voller Vertrauen für die nahe Zukunft. Sie hatten in der Verwaltung gute Arbeit geleistet, die auch anerkannt wurde; und es bedurfte des Zusammenschlusses der kapitalistischen Parteien gegen die Arbeiter, um die Sozialisten 1933 aus dem Amt zu bringen.

Die ähne Klasse von Reading hat aber daraus nur Ansporn zu intensiverer Arbeit geschöpft. Und mit Erfolg. Denn trotz dem Zusammenbruch der bürgerlichen Parteien ist es im Jahre ... gelungen, eine rein sozialistische Vertretung der Stadt Reading in das Parlament des Staates Pennsylvania zu schicken. Und unsere Freunde folgern daraus, daß sie auch bei den Kommunalwahlen Ende dieses Jahres das rote Reading gegen das vereinte Bürgertum wiedererobern werden! Das versicherte mir auch der Genosse W. Ch. Shearer, der erste sozialistische Polizeipräsident der Vereinigten Staaten, der bald wieder seines Amtes zu walten gedenkt.

Lacht mich zum Schluß noch eine Merkwürdigkeit dieser roten Stadt im Herzen des Kohlenlandes berichten: Unsere Freunde, die übrigens auch eine eigene Druckerei und Zeitung, eine genossenschaftliche Zigarrenfabrik (Zigarre Karl Marx!) besitzen, haben durch die ein paar Jahre lang währende Abgabe vom Gehalt und Lohn der Parteigenossen einen eigenen großen sozialistischen Park

erworben. Ein tiefenhaft weites Gelände mit Wald und Flüssen, mit einigen Zelten und Häusern wurde geschaffen, alles durch die Arbeiter selbst in ihrer Freizeit und durch diese Opferwilligkeit wurde ein Besitz geschaffen, um dessen Benutzung auch oft andere Vereinigungen, bitten. Die Arbeiter verbringen in Picknicks und anderen Gemeinschaftsveranstaltungen manchen Sonntag draußen in der Natur, auf eigenem Boden der Gemeinschaft.

Wir dürfen Optimisten sein: Auch auf steinigstem Boden wächst der sozialistische Gedanke!

Heilendes Lachen

Von Otto Schütz.

Ein Pariser Arzt Dr. Pierre Vachet hat es erfunden. Im Psychiatrischen Institut in Paris wird die Heilmethode an jedem Sonntag durchgeführt, und Beladene und Bedrückte aller Art unterziehen sich ihr und sind ihren Erfolgen dankbar. „Schließen Sie die Augen, entspannen Sie sich!“ So beginnt der Arzt und dann schnurrt eine Grammophonplatte schallendes Gelächter ab, so lange, bis alle Anwesenden zu lachen beginnen. Und nachher sind alle erleichtert; was sie beschwerte ist abgefallen, wenigstens für einige Minuten, und während dieser Zeit der Befreiung haben sie neue Kräfte gewonnen, zum mindesten haben sie die Erfahrung gewonnen, daß man trotz allen Beschwernissen auch lachen kann. Man wird sich fragen: wie ist das eigentlich? Plötzlich ohne Grund sozusagen zu lachen? Man muß sich bewußt werden: lachen kann nur einer, der etwas überwunden hat. Jemanden Zustand, der dadurch kein Problem mehr für ihn ist, in den er plötzlich wie mit einer Wunderlampe hineingeleuchtet hat, und er hat die Lösung

des Rätsels gefunden und hat gesehen: die Erklärung ist ganz einfach, unerwartet einfach und gar nicht geheimnisvoll. Die Russen ohne Worte imstande ist, irgendeine Stimmung hervorzurufen, auch eine frohe, so vermag es das wortlose Lachen. Es wirkt, wie man sagt, ansteckend. Hier wird Wirkung und Ursache vertauscht. Im Leben ist es möglich. Das Lachen wird hier die Ursache zu froher Stimmung. Menschen, die irgendwie Sklaven des Lebens sind, können nicht lachen, ob sie nun Sklaven irgendeiner Tätigkeit, irgendeiner Idee, irgendeines Menschen, eines Vorteils, einer Leidenschaft oder eines Hasses sind. Das Wort „befreiendes“ Lachen birgt mehr Lebenswahrheit in sich, als man ahnt, wenn man es ausspricht. Schauspieler, die zum grundlosen Lachen bringen, sind Befreier. (Man denke an Max Pallenberg, der uns in ein Meer von Lachen reiken konnte.) Und vielleicht bedeutet das Lachen auch zumindest einen Rest von Güte im Menschen, die wir brauchen, um auskömmlich miteinander leben zu können. Ein ungueter Mensch kann nicht befreiend lachen, herzlich lachen.

Wissen Sie schon?

Daß die älteste der heute noch bestehenden Städte der Welt Damaskus ist, aus der schon, nach der Bibel, ein Diener Abrahams gebürtig war?

Daß der Hecht ein Alter von 150, der Karpfen ein Alter von 250 Jahren erreicht?

Daß im Körper eines normalen Menschen täglich ein millionstel Gramm Jod erzeugt und weitergeleitet wird, und daß in Gegenden, wo diese Menge nicht erreicht werden kann, um so häufiger der Kropf auftritt?

Die größte Wohnanlage aus vorgeschichtlicher Zeit befindet sich in dem Nationalpark im Südwesten von Colorado. Hier hat man 200 Wohnräume und 23 unterirdische Tempelanlagen gefunden, die einem Indianerstamm zugeschrieben werden. Die Zellen der einzelnen Familien waren nur mittels Leitern über das Dach zugänglich.

Die Schilddrüse enthält als einziges Organ des Körpers Jod in einer hohen Eiweißverbindung. Die Jodausscheidung beträgt stündlich nicht mehr als ein dreihunderttausendstel Gramm. Bedenkt man, daß diese Menge sich auf 50 Liter Blut- und Körperflüssigkeit verteilt, so ergibt sich als Jodgehalt des menschlichen Blutes schätzungsweise die Ziffer 0,000,000,000,6 v. H. Jod. Die Jodverbindung der Schilddrüse ist ein Erregungsstoff und übt trotz der unausdenklich feinen Verdünnung eine für das Leben und Wesen des Menschen entscheidende Wirkung im Körper aus. Das Jod im Körper reguliert das Temperament des Menschen. Ein Milligramm weniger in der Schilddrüse Goethes und es wäre kein „Faust“ geschrieben worden.

Der erste Kalender kam in England im Jahre 1704 heraus und wurde als „Schäferkalender“ bezeichnet.

Heiteres

Ueber den Djean. „Was machte eigentlich Petersen, bevor er nach Amerika ging?“ — „Er radierte.“ — „So, er war also Künstler?“ — „Nein, er radierte in einem Raffensbuch!“

Köchinnen. Zu ärgerlich, ich muß beim Zwiebelschnitten immer weinen!“ — „Schneide doch die Zwiebel unter Wasser!“ — „So lange kann ich aber nicht unter Wasser bleiben!“

Der mutige Mitter. Jarwadusch promentiert mit Anna Katharina durch eine Kasanienallee. Selig Arm in Arm und Auge in Auge. Plötzlich fährt aus einem Gebüsch eine riesige Bulldogge kläffend hervor. In der nächsten Minute befindet sich Jarwadusch auf dem Kasanienbaum in Sicherheit. „Jarwadusch!“ brüllt Anna. „Rette mich!“ — „Komm raus!“ erwidert Jarwadusch. — „Ich kann doch nicht klettern. Komm runter und jag den Hund fort!“ — „Ich denke ja garnicht daran.“ — „Vor zehn Minuten hast du mir doch geschworen, für mich würdest du dem Tod ins Auge schauen.“ — „Sei nicht so unlogisch, Anna! Das siehst du doch selber, daß der Hund noch lange nicht tot ist ...“

Unterhaltung. ... Zuerst bekam ich Angina, dann Arterio-Sklerose, nachdem das überstanden war, wurde ich mit Malaria geplagt, danach kam Zuckerkrankheit und Luftröhrenkatarrh.“ — „Ja, um Gotteswillen, wie konnten Sie denn die Krankheiten alle überstehen?“ — „Krankheiten überstehen? Ich erzähle doch von meiner medizinischen Prüfung!“

Werbung. „Schönste Claudia, erhören Sie mich! Werden Sie meine Frau!“ — „Eigentlich sind Sie mir zu alt! Aber ich werde mir's bis morgen überlegen!“ — „Teuerste, dann bin ich ja noch älter!“

Schach-Ecke

Geleitet von Wenzel Scharoch, Drakowa Nr. 32, Post Modlan bei Teplitz-Schönbau.

SCHACHAUFGABE 218.
Von Franz Hyna, Hostomitz.
(Schachmittlungsblatt.)

Schwarz: Kc7, T7, Sg7, Be6, g3. (5)



Weiß: Ka7, Dh5, Th7, Sb6, f5, Bd5, e7. (7) 1
Matt in zwei Zügen!

Da das Manuskript zu Nr. 215 verloren ging, bringen wir die Aufgabe als Nr. 218.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Aus den Sektionen.

In der Schachsparte Komotau-Oberdorf wurde bei Teilnahme von 16 Genossen Sollanek mit 14½ Punkten Sieger. Es folgen Husar 13½ Punkte, Jaroš 13, Brichta und Uhlig je 12, Ellner 11, Vanysek 10, Dörr 9½, Rothe 6½, Peinelt I. 6 Punkte. Es folgen noch folgende: Roscher Ullrich, Reineit II, Siegert, Lippmann und Grimm.

In Sobrusan wurde im Vereinsturnier folgender Endstand erreicht: Vereinsmeister wurde Genosse Hyna Franz mit 11½ Punkten aus 13 Partien (10 gew., 3 remis). Es folgen: Webersinke 11½, Böhm und Marzin je 9, Jungnikl 8½, Pichl 8, Zimmermann 6½, Stehno und Wiedermann je 6, Hyna Jos. 5, Hoffmann 4½, Priborsky 3, Urbánek 2½ und Schmelzl mit 0 Punkten.